

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 6

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anthologie einer Lyrikerin

Gertrud Wilker, «Leute, ich lebe»¹

Eine Dichterin und Schriftstellerin gibt eine Anthologie moderner Lyrik heraus, im Untertitel präzisiert sie: «*Gedichte und Songs*». «*Songs*» nicht «*Lieder*» steht da und über dem Ganzen: «*Leute, ich lebe.*» Gertrud Wilker schreibt ein kurzes Vorwort, ein kunstreiches Gefüge aus Metaphern und Formulierungen der vereinigten Texte. Die Zitate sind weder typografisch als solche zu erkennen, noch wird ihre Herkunft angegeben. Das ist keine Verheimlichung, sondern es zeigt sich da, in welchem hohem Grade sich die Herausgeberin den fremden Stoff anverwandelt hat. Die Worte und die Bilder der Andern werden von ihren eigenen als verwandte aufgenommen, sie gleiten in ihre Sprache. Und nun wird in Prosa gesagt, was die Verse meinen, ihr innerer Zusammenhang wird angedeutet, und gleichzeitig drückt sich ein persönliches Anliegen aus.

«*Leute, ich lebe*», dieser Satz formuliert, was die Anthologie mitteilen möchte. Man ist geneigt, ihn als einen Ausruf, sogar einen Aufruf, jedenfalls als etwas Bejahendes zu verstehen. Frage: Wie lesen wir das Pronomen «ich»? Ich, das Gedicht, ich lebe. – Ich, ein Mensch am Ende des 20. Jahrhunderts, ich lebe. – Ich Nelly Sachs, ich Günter Eich, wir die Dichter nach dem Zweiten Weltkrieg, wir lebten, wir leben noch in unsern Gedichten. –

Ein Gedicht lebt. Was heisst das? Gertrud Wilker gibt dazu keine Erklärung, aber sie vereinigt Gedichte und Songs, gemeint sind balladeske, parodistische Lieder, die ihrem eigenen Sprachempfinden als lebendig erscheinen, die ihrem kritischen Urteil standhalten. Sie hat den Rahmen abgesteckt, innerhalb welchem sie freie Wahl hatte, nämlich: moderne deutsche und ins Deutsche übertragene Lyrik. Nur die Qualität der Form, die Intensität der Aussage gaben den Ausschlag, ob ein Gedicht aufgenommen wurde oder nicht; keine Schulen oder Nationalitäten mussten berücksichtigt werden.

Zu jedem Text hat Gertrud Wilker eine besondere Beziehung. Da ist sie vielleicht bloss von einem einzigen Vers betroffen, dort vom Klang des Ganzen, hier von der Abwandlung einer einzigen Metapher, dort von der Folge der Metaphern. Widerspruch hat sie gereizt. Träume hat sie mitgeträumt. In die Auflehnung hat sich ihre Stimme gemischt. Die «*Schönheit der schrecklichen Gesichter*» hat sie gepackt. Die Distanz zum fremden Werk scheint plötzlich aufgehoben; denn aus den Texten springen die Funken, sobald eine entsprechende Aufnahmefähigkeit da ist. Derweise mag man sich den geheimnisvollen Vorgang veranschaulichen, wie Geschriebenes im Leser lebendig wird. Das Gedicht lebt im Leser weiter.

«Diese Gedichte, die ich hier gesammelt habe, die leben in mir weiter. Ich zeige sie euch. Ihr Leute, lest sie! Möget ihr bereit sein, sie aufzunehmen! Leute, versucht mit ihnen zu leben! – Das sind nicht die Worte der Herausgeberin, aber wir lesen solche aus ihrem Buchtitel. Unaufdringlich begleitet Gertrud Wilker unsere Lektüre. Wir nehmen uns dabei vor, ihren Auswahlkriterien nachzuspüren.

Im ersten Drittel des zweihundertseitigen Buches findet sich das Gedicht «*Ich will dich*» von Hilde Domin, seine dritte Strophe lautet: «*Freiheit Wort / das ich aufrauhen will / ich will dich mit Glassplittern spicken / dass man dich schwer auf die Zunge nimmt / und du niemandes Ball bist.*» Die glatten Wörter müssen aufgerauht werden, dass keiner leichtsinnig damit spielen kann. Die Dichterin will sich des Gewichtes eines Wortes bewusst sein. Die vielsinnigen Worte – wie hier: Freiheit – sind die gefährlichsten; sie werden «*geleckt mit Zungenspitzen*» bis sie ganz glatt sind. Hilde Domin weist auf Konfuzius hin, welcher befiehlt: «*Die Eckenschale muss Ecken haben . . . / Nichts weiter sagt er / ist vonnöten / Nennt / das Rund rund / und das Eckige eckig.*» Aus diesen Versen lese ich den Massstab, den Gertrud Wilker an die Texte anlegt. Es ist ein strenger Massstab; sie handhabt ihn nicht kleinlich; im Falle von Kurt Marti vielleicht sogar etwas zu grosszügig.

«*Nennt das Rund rund*» anders ausgedrückt: «setzt kein überflüssiges Wort», «setzt das richtige Wort.» Aber das richtige Wort bei Enzensberger und das richtige Wort bei Rose Ausländer sind verschiedene Worte; jeder spickt die seinen mit individuellen Glassplittern. Enzensbergers Sprache

stimmt, wenn er Verse überschreibt mit «*middle class blues*» und dann Hieb auf Hieb folgen lässt, etwa so: «*das gras wächst / das sozialprodukt / der fingernagel, / die vergangenheit. / . . . / wir können nicht klagen. / worauf warten wir noch?*» Texte in dieser kahlen Reissbrettsprache skandieren gleichsam die Sammlung; sie wirken blank und roh, weil in ihrer Nähe auch derart zarte Gebilde sind wie: «*Das Schönste / Ich flüchte / in dein Zaubertzelt / Liebe / im ahnenden Wald / wo Grasspitzen / sich verneigen / weil / es nichts Schöneres gibt.*» So fasst Rose Ausländer ihre Empfindungen in Form, das sind ihre richtigen Worte, das sind ihre Klänge, ihre Bilder.

Alle Gedichte, alle Songs hat Gertrud Wilker auf ihre Echtheit geprüft, auf ihre Authentizität, sagt man auch, um die Worte «wahr» und «echt» zu vermeiden, die oft zu leichtfertig gebraucht werden, die oft, wie Hilde Domin meint, zu «geleckt» sind. Die Texte sind in sieben Gruppen gegliedert; die erste trägt den gleichen Titel wie die Anthologie «*Leute, ich lebe*». Es ist ein Vers aus einem Gedicht von Marie-Louise Könneker. Ein Gedicht – die Aufforderung, den Mut nicht zu verlieren, die Hoffnung nicht aufzugeben. Wenige Seiten weiter, bei Pablo Neruda, lesen wir: «*Wie ich es müde bin, Mensch zu sein!*» Die Hoffnung, die Zuversicht wird verdunkelt vom Überdruß; sie wird erstickt von der Resignation in Borges Worten: «*Ich glaube, dass dies alles ist und dass ich neue Sachen / weder sehen noch ausführen werde.*» Und sarkastisch schreibt Ernesto Cardenal: «*Wie leere Bierdosen und kalte / Kippen, so waren meine Tage.*» Die zitierten Stellen mögen die Vieldeutigkeit des «*ich*

lebe» aufschliessen und darauf hinweisen, dass der einfache Satz noch die Frage nach dem «Wie» birgt.

Jede Gruppe steht unter einem mehrsinnigen Motto, respektive unter einem Vers eines ihrer Gedichte. Es ergibt sich so eine lose Ordnung des Ganzen, es wird gleichsam nebenbei angetönt, welcher Lesererwartung diese oder jene Seiten möglicherweise entsprechen. Gertrud Wilker führt allerdings die sieben Leitgedanken nicht in einem Inhaltsverzeichnis auf; sie verarbeitet sie im fein komponierten Vorwort. Zur sachlichen Orientierung hat sie ein Register der Gedichtanfänge erstellt und ein Autoren- und Quellenverzeichnis. Diese Übersicht über das Material würde eine freie, individuelle Lektüre ermöglichen. Das Buch fasziniert aber gerade durch seinen unaufdringlichen Leitfaden. Wir vernehmen, wie Gertrud Wilker mit den gewählten Mottos, das heisst mit den Worten der Andern, die Frage stellt: «*Wie lange wohl die Welt noch hält?*» oder wie sie den Rat erteilt: «*Schliesst Frieden mit euren Träumen.*» Mit den letzten Gedichten und Songs ruft sie die ersten wieder zurück, sie überschreibt sie mit: «*Keine toten Toten.*»

Wolf Biermann singt in seinem Lied, im Freiheitskrieg der Menschheit gebe es keine toten Toten. – Mörder und Mitschuldige fühlen die Blicke der Toten an ihrem Leibe, sagt Nelly Sachs. – Die Rache der Toten. Die Toten sind nicht tot. Sie leben in den Lebenden. – Die deutsche, exilierte Dichterin verweist behutsam auf die Kontinuität des Lebens. «*Wieviel brechende Augen werden euch ansehen / Wenn ihr aus den Verstecken ein Veilchen pflückt?*» Sie wagt die

Vokabel «*Veilchen*». In ihrer Sprache ist das Wort «*aufgerauht mit dem Schmirgelpapier*» des Grauens, des eigenen Erlebens. Nur wenn eine Dichterin wie sie das Wort «*Veilchen*» braucht, ist es wieder möglich, es als ein Zeichen für Zartes, Lebendiges, als ein Zeichen für Frühling und Hoffnung zu setzen.

«*Für mehr als mich*» – auch dies ein Motto – hat Gertrud Wilker den Lyrikband geschaffen. Für mehr als für sich allein arbeiten Dichter und Texter. Vorerst für sich allein hat eine Frau, die selber als Schreibende Leben gestaltet, sich ihren Zeitgenossen zugewandt, hat ihnen Fragen vorgelegt, hat Antwort von ihnen erwartet. Als Herausgeberin zeigt sie uns, uns Leuten, was ihr Empfinden erregt; welche Worte sie treffen; welche Sprache in ihre Gedanken und Gefühle, in ihre Innenwelt eindringt und dort weiterlebt. Die scheinbar offene, beinahe kommentarlose Anthologie ist auf seltsam starke Weise von der Lyrikerin Gertrud Wilker geprägt. Wir erinnern uns jetzt an den Anfang eines ihrer eigenen Gedichte, wo es heisst: «*Wir, Ausgehungerte / und Unstillbare / dieser Erde, / nehmen einen Riesenbissen / Sonnenlicht, / schlucken Luft, / schlürfen die Bläue / dieses heutigen Mittags / und nähren uns, / die wir leben lernen täglich / und nicht aufgeben wollen / die schwierige Lehre, / mit der Speise des vielschönen / Augenblicks / von Bäumen und / Wolken Schnee.*» Und wir denken auch an das andere Gedicht, wo sie schreibt: «*Sehr wunderbar jedenfalls ist / es, / beredt oder schweigsam / diesem Leben zu dienen.*» Solche Verse wären der Sammlung beizufügen und alliterativ wäre der Titel zu erweitern:

«Leute, ich liebe, leide, lebe – ich lese.»

Elise Guignard

¹ «Leute, ich lebe». Gedichte und Songs. Herausgegeben von Gertrud Wilker. Verlag Huber, Frauenfeld 1983.

Von elendem Sterben und erlöschendem Glanz

«Paulinen-Spital» – Roman von Rosmarie Keller

Beiläufig, ja unscheinbar nimmt sich dieser Roman von Rosmarie Keller in Taschenbuchformat aus, der im Buri-Verlag, Bern, erschienen ist, jedoch von etwas berichtet, das jeden Leser im Innersten angeht: vom Sterben¹. Es ist die ältere Schwester der Ich-Erzählerin, die sich hier auf die Todesreise begibt, es sind Angehörige und Freunde, die sie auf diesem Weg in der schmerzlichen Mischung von Helferdrang und Verlegenheit begleiten und doch zuletzt erfahren müssen, dass die junge Frau allein im Paulinen-Spital gestorben ist – achtunddreissig Jahre alt, an einem Bronchus-Karzinom.

Ein alltäglicher Vorgang, so möchte man meinen, und doch wird das Sterben dieser einst schönen und erfolgreichen Frau, die bis zum Schluss ihre «untadelige Haltung» zu wahren trachtete, zu ihrem ganz «eigenen Tod», wie ihn Rilke in seinem «Stunden-Buch» erbeten hat. Daran haben die Autorin und ihre Sprache Anteil: Rosmarie Keller, hinter der man die jüngere Schwester der Verstorbenen, die Ich-Erzählerin Christine, vermuten möchte, arbeitet mit scheinbar einfachen sprachlichen und kompositorischen Mitteln, weiss aber einen Ton herzustellen, der eigentümlich zwischen hellwachem Schmerz und kindlicher Traumverlorenheit, zwischen

nüchternem Realitätssinn und leiser Verzauberung auf- und absteigt. Und den Schilderungen der Örtlichkeiten, den Beobachtungen einzelner Personen ist schmunzelnde Ironie beige-mischt, vor allem aber eine schwer zu beschreibende Grazie und Anmut, die den eigenen Stil dieses Buches kreieren. Dass in allem der Atem der Melancholie hörbar wird, umgaukelt allerdings wieder vom vieldeutigen Leicht-sinn des Harlekins, ist schon durch das Thema vorgegeben, aber auch durch die Kulissen, die dieses schlichte, ergreifende Spiel des Sterbens umgeben. Die Schwester der Ich-Erzählerin, als Lily eingeführt, lebt seit Jahren mit ihrer Familie in Wien, und die ebenso hinreissenden, wie morbiden Szenerien der Kaiserstadt in ihrem erlöschenden Glanz, die Palais in ihrem verwitternden Schönbrunner Gelb, erscheinen der aus der Schweiz angereisten Schwester Christine wie die eigens zu-rechtgemachten schönen, aber traurigen Boten des Todes. «Tot und ver-gangen und vermodert», so urteilt der realistische Blick, aber dann bricht wieder die unbekümmerte Welt der Beisels und Kaffeehäuser herein, deren Spieler Christine unerbittlich den Kontrast zum Geschehnis im Kran-kenzimmer des Paulinen-Spitals vor-führen.

Das Bild der Schwester löst sich im

Lauf der Lektüre immer klarer aus zahlreichen, scharf beobachteten Einzelheiten heraus, formt sich zum Bild einer Frau von selbstverständlichem Stolz und Charme, aber bei alledem mit einem *«halb sehnsüchtigen, halb triumphierenden Ausdruck»* im Gesicht. Lebenssüchtiges und Selbstzerstörerisches sind ihr zugleich eigen, die heimliche Tragik hat sich an sie geheftet, auch wenn sie in der Öffentlichkeit als versiertes Mitglied der Geschäftsleitung in Chef-Funktion auftritt. Von einem Gatten, der als Regisseur nicht in ähnlichem Tempo vorwärtsgekommen ist und diese Schlappe auf wenig rühmliche Art wettzumachen versucht, muss sie sich lösen und kann doch diese Liebe nicht bannen. Der Schritt in die tödliche Krankheit scheint vorgezeichnet zu sein, aber das Sterben, der Zerfall dieses Körpers, bestürzt dennoch; der lebenslange Versuch Lilys, *«Glück zu demonstrieren»*,

versagt endlich. Und ganz im Sinn dieser disziplinierten Frau erledigt ihre Schwester alle Gänge, die mit der Bestattung zusammenhängen, mit peinlicher Sorgfalt. Zwar will sich manches nicht so perfekt fügen; an der Beerdigung wird Chopins Trauermarsch von ein paar pensionierten Musikern gespielt, die nachher von einer Hochzeitsgesellschaft erwartet werden, und vor allem will da immer wieder die Fassungslosigkeit der Schwester übermächtig werden. Aber ein Zeremonienmeister stellt die Ordnung wieder her, und *«es war mir, als ob du zu diesem letzten Bemühen um Glanz und Gloria beifällig nicktest, ein kleines arrogantes Fältchen um den Mund»*.

Beatrice Eichmann-Leutenegger

¹ Rosmarie Keller, Paulinenspital. Roman. Buri-Verlag, Bern 1982.

«Menschen und Naren»

Gerold Späth: Sacramento. Neun Geschichten¹

Richtige Narren haben das Recht, das Wort Narr mit einem *«r»* zu schreiben, besonders wenn sie – wie bei Gerold Späth – Narren und doch keine Narren sind; wenn sie, wie jener Egloff aus der ersten Geschichte *«Das Haus und die andern»*, eben diesen andern zeigen, dass eigentlich sie sich als die wahren Narren, als die Narren mit zwei *«r»* zu erkennen geben, indem sie die Eigenart eines *«Menschen und Naren»* nicht begreifen und nicht tolerieren können oder wollen.

Eines Tages ist dieser Egloff *«der*

Idee verfallen, sich ein eigenes Häuschen zu bauen», in das er nach seiner Pensionierung auch zieht. Und wieder eines Tages ist er *«auf den Gedanken gekommen, sein Haus auszumalen»*. Er malt es aus von oben bis unten, in allen Ecken und Winkeln, innen und aussen. Alles wird – wie bei einer barocken Kirche – bemalt mit Blumengirlanden, Sternen, Sonnen, Monden, mit blutten Putten, mit *«Getier und Gekreuchs und Gefleuchs»*, mit allen Kantonswappen – *«und oben gross an die Decke das Schweizerkreuz»*. Die

Texte der Spruchbänder, mit denen er ausserdem noch sein Häuschen verziert, geraten *«ziemlich unverständlich»*, weil sie viel von Phantasie, aber wenig von Rechtschreibung zeugen.

Orthographisch gebildet, wie sie sind, nehmen zuerst die Schulkinder, die als Kinder den Narren eigentlich ähnlich sein sollen, an Egloffs Sprüchen Anstoss und beginnen daran herumzukorrigieren. Sie gebärden sich gar nicht kindlich-närrisch, sondern erwachsen-närrisch. Und bald heisst es bei ihnen: *«Der Egloff verzapfte immer einen schaurigen Seich, nichts als von wilden Viechern und Drachen und so Zeugs vom Winkelried und jedesmal anders als vorher und immer ganz anders als es wirklich gewesen sei und wie man es in der Schule gehabt habe; dem Winkelried seien vier Frauen davongelaufen, er habe Schulden gehabt und so, also der Egloff sei wirklich ein Spinner, letzthin habe er behaupten wollen, der Tell sei nichts als ein Schmuggler gewesen und die ganze Sache gar nicht wahr.»*

Immer mehr wird das Haus zum Haus des Anstosses. Die Bürokratie beginnt sich intensiv mit dem unkonventionellen Häuschen zu beschäftigen, das Egloff inzwischen mit einem Stacheldrahtzaun umgeben hat. Am Ende geht das bunte Haus in Flammen auf, und Egloff kommt in den Flammen um. Er selber hat sein Häuschen in Brand gesteckt, weil die andern ihn immer mehr bedrängten, weil sie ihn nicht auf seine Weise leben und malen lassen wollten und weil er weder dem Rat wohlmeinender Freunde noch dem eines jungen Pfarrers folgen konnte, *«doch um Gottes Willen vernünftig»* zu werden und so *«vieles wieder einzurenken»*. Egloff,

dieser Narr mit einem *«r»*, wollte und konnte nicht vernünftig werden. Am farbigen Anstrich hatte er das Leben. Und dieses Leben und damit das Recht, ein anderer oder anders zu sein, wollte er sich nicht nehmen lassen, besonders nicht von jenen närrischen Menschen, von denen es im letzten Abschnitt der Geschichte bitter-ironisch heisst, dass sie immer recht haben: *«Es hatte noch nicht geschneit in jenem Jahr, aber am Vormittag des zwölften Dezember sagten einige, es werde wohl noch eine weisse Weihnacht geben, jetzt rieche es nach Schnee. Sie hatten recht wie immer: schon Tage vor Weihnacht lag über der ganzen Landschaft sauberer Schnee.»*

Um Narren und Naren, um Trinker, Quacksalber, Mörder, Emporkömmlinge, Entführer und Entführte geht es auch in den anderen Geschichten. Es geht also, allein schon vom Personal her gesehen, sehr lebendig, vielfach mehr als lebendig zu. Manche Erzählungen weisen stark kolportagehafte Züge auf; zum Beispiel die Geschichte *«Ende der Nacht»*, in der es eigentlich um den Anfang der Nacht geht, weil da jemand nicht als der aus der Fremde heimkehrende Sohn und Retter aus der Misere (wieder)erkannt, sondern um seines Geldes willen erschlagen wird. Das grosse, aus der Antike bekannte Motiv der Anagnorisis verkommt zur billigen Kolportage. An solchen überdramatischen Wendungen wird deutlich, dass es bei den erzählten Begebenheiten doch ein wenig allzu unerhört oder allzu bekannt zugeht.

Dieser Zug ins Unerhörte wird auch an bestimmten Details sichtbar; wenn beispielsweise in Späths Geschichten

Menschen überfahren werden – und dies Schicksal trifft in dem schmalen Band gleich zwei Personen –, dann werden sie nicht einfach von einem Auto überfahren, sondern dann muss es gleich ein Kiestransporter oder ein Trax sein; und dann kommen diese Menschen nicht einfach unter den Rädern zu Tode, sondern gleich richtig unter den hinteren Doppelreifen, die in einem Falle auch noch blockiert sind. Hier manifestieren sich Tendenzen ins Drastische, Tendenzen, die zeigen, dass Späth ein Erzähler ist, der Raum und Weite zur Entfaltung braucht. Er ist ein Romancier, der sich ausleben, auserzählen muss. Insofern gleicht er jenem Egloff, der sein Haus unbedingt ausmalen muss. Romane sind für ihn der adäquate Raum und Rahmen; was aber nicht heissen soll, dass er nicht auch Kurzgeschichten schreiben kann.

Fast alle Geschichten spielen rund um den Zürichsee, rund um Rapperswil, auch wenn der Ort der Handlung – wie in der Titelgeschichte – die Stadt Auburn bei Sacramento in Kalifornien ist. Rapperswil und Sacramento liegen so dicht beieinander und so weit auseinander wie Gerücht und Wahrheit in der Geschichte von William Chambers alias Wilhelm Kammerer «aus dem Schweizer Kanton Schwyz», der in Kalifornien zum erfolgreichen Farmer, zum Doppelmörder, zum Goldmillionär und schliesslich selber zum Mordopfer wird. Er wird von seinem Sohn, der gar nicht sein Sohn, sondern nur sein Erbe ist und an sein Gold will, «aus purer Goldgier» erschossen. Das so erworbene Golderbe wird, nachdem auch der Sohn und Erbe gestorben ist, zum Stammkapital gemeinnütziger Stiftungen «mit Sitz in Au-

burn und Sacramento, Kalifornien, in Lachen, Kanton Schwyz, und in Zürich».

Aber nicht nur die geographischen Grenzen sind fliessend, sondern auch die Zeitgrenzen. Das ist besonders der Fall in der Geschichte «Kuster und sein Kunde», an deren Ende der Leser zu seiner Überraschung, ja Verblüffung bemerkt, dass die als Vergangenheit erzählte Geschichte eigentlich als Vorhersage einer Zukunft zu lesen ist und er, der Leser, wie Kusters Kunde die Gegenwart des Gespräches zwischen Kuster und seinem Kunden nicht verlassen hat. Am Ende stehen alle drei, Kuster, sein Kunde und der Leser im Präsens des Augenblicks intensiver Selbsterkenntnis. Kuster, dieser als Kräutermischer, Handaufleger, Gesundheitsbeter, Wettermacher, Faxen- und Hexenmeister berühmt-verrufene und selbst von einigen schwerkranken Benediktinern aus Einsiedeln um Rat gefragte, Tresterschnaps saufende Wahrsager, erweist sich wirklich als ein Wahr-Sager. Er entlarvt den mehr als fragwürdigen Charakter seines Kunden, indem er ihm die Zukunft vorhersagt. Ein Wahrsager comme il faut: Ein Wahrsager, der die Worte und Beteuerungen seines Kunden durch Erzählen von Zukunft dechiffriert.

Um das Aufheben von Grenzen geht es auch in den letzten beiden Geschichten («Mein Versteck» und «Midlife Reise»), um das Aufheben der Grenzen personaler Identität zwischen Entführtem und Entführer, bzw. zwischen einem Mann und einer Frau, die auf ihre jeweils andere Weise mit der Erfahrung einer Midlife-Crisis fertig zu werden versuchen müssen. Als Vexierbilder faszinieren diese Geschichten

auch dann noch, wenn man, sei's am Anfang, sei's am Ende, die Stelle gefunden hat, wo der Übergang, «*der Schritt über die Schwelle*» von einer Identität in die andere geschieht. Der Leser wird zum Zeugen kritischer Momente oder kritischer Situationen, deren implizites Potential der Erzähler präzis entfaltet. Den Leser lässt die

erzählte Erfahrung so schnell nicht mehr los, weil auch hier von «*Menschen und Naren*» – also auch von ihm selber – berichtet wird.

Rainer Hoffmann

¹ Gerold Späth, Sacramento. Neun Geschichten. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1983.

«Sehr geehrte Herren»

Zu Otto Angehrn: «Nachruf auf die Ehre»

Im deutschen Sprachraum gelten noch die Ehre und die Verehrung. So scheint es wenigstens, wenn wir uns an der kaufmännischen Korrespondenz orientieren. Da tippen täglich Tausende von Sekretärinnen in Tausende von Maschinen Ehrbezeugungen. Rein routinemässig? Sind die «*Sehr geehrten Herren*» eine pure Floskel, oder denkt man sich etwas dabei? Wie ernst ist die Ehrung gemeint, findet sie bloss deshalb statt, weil sich der Briefschreiber Nutzen davon verspricht, womit sie eigentlich zur puren Schmeichelei würde? Das zu behaupten wäre übertrieben, so einfach ist die Sache nicht.

Die französische Anrede mag auf den ersten Blick nüchterner erscheinen. Der Brief beginnt mit «*Monsieur*», mein Herr, was aber unwillkürlich an «*Sir*» denken lässt, also an den Titel des niederen Adels.

Nun aber, was hat es mit diesen Ehrbezeugungen, mit dieser Bereitschaft Ehre zu erweisen und Hochachtung zu zollen auf sich? Die Formeln sind zweifellos zurückzuführen auf die alte Erfahrung, dass der zwi-

schenschliche Verkehr leichter abläuft, wenn man sich an gewisse Konventionen und Rituale hält. Ehre galt einmal als Baustein der Gesellschaft. Sie wird heute geringer gewertet, nach Otto Angehrn findet eine Erosion der Ehre statt¹.

Sie beginnt mit der Abwertung der Höflichkeit, und das hängt offenbar zusammen mit dem umsichgreifenden Egalitarismus. Höflichkeit kommt doch von Hof, und am Hof hauste der Adel mit seinen steifen, höfischen Sitten, und diese passen schlecht in eine demokratische Gesellschaft – meint man. Schade, denn ohne Anstand, ohne Gesittung, ohne freiwillige und stillschweigende Rücksichtnahme, ohne gemeinsame Verhaltensgrundlagen und die Möglichkeit, Abmachungen auf Ehre und Gewissen zu treffen, würde die Gesellschaft kaum mehr funktionieren, und unser Zusammenleben würde ärmer.

Ehre im Leib haben und ein Gewissen haben, das ist fast identisch und hat ganz abgesehen von der humanen, wie wir eben sahen, eine praktische

Seite. Ohne Normen und Umgangsformen, die auf ungeschriebenen Gesetzen beruhen, müsste der Staat seine Ordnungsfunktionen unendlich erweitern. Das Fehlen gemeinsamer Verhaltensgrundlagen würde entweder zur Anarchie führen oder zu noch mehr Gesetzen und noch massiveren Eingriffen der staatlichen Ordnungsmacht.

Angehrn wendet sich gegen die wuchernde Gleichheitsideologie, den Egalitarismus, der zur Aufhebung aller Differenzierung im gesellschaftlichen Umgang führt. Wer sich umschaut, kann nur zustimmen: Wir schwimmen gegenwärtig auf einer Duziswelle, alle duzen alle, biedern sich mit allen an, um nur ja bei der Mehrheit zu gefallen und anzukommen. Man richtet sich dabei nach der zivilisatorischen Unterschicht und bedient sich zu diesem Zweck öfters auch vulgärer Sprache und Umgangsformen. Nur ja kein elitäres Gehabe. Eliten darf es nur noch im Sport geben. Sportler werden bejubelt, geehrt, gekrönt.

Wer unsere Rechtsprechung verfolgt, stellt fest, dass auch hier Begriffe wie Ehre und Selbstverantwortung diffus geworden sind. Zu oft ist der Dieb kein Dieb mehr im Urteil der begutachtenden Psychologen. So vieles ist erklär- und entschuldbar, was früher als ehrlos und unredlich galt und bestraft wurde. Man ist bereit, Untaten zu entschuldigen, weil wir uns doch unseren Charakter nicht selbst gegeben haben, er wurde uns in die Wiege gelegt; gut und böse, wahr und unwahr sind relative Begriffe geworden und haben keine dauerhafte Gültigkeit mehr. Was gebietet der Anstand, was verbietet unser Ehrgefühl?

Die Antworten schwanken, alte Massstäbe sind unverbindlich geworden.

Wer sich in Otto Angehrns Buch *«Nachruf auf die Ehre»* vertieft, stellt fest, dass für den Autor die unguete Entwicklung nicht aufzuhalten ist. Nach seiner Ansicht hat *«die moderne Zeit die Ehre nicht formell abgeschafft und stellt sie auch nicht einmal bewusst infrage; sie lässt sie vielmehr im täglich gelebten Leben langsam absterben. In der Liquidation der Ehre drückt sich der schleichende Untergang, der von humanen Werten geprägten Kultur aus.»*

Angehrn beklagt auch die enthemmte Sexualität, das Fehlen einer Sexualehre. Sexus ist für viele nur noch ein biologischer Vorgang, über den man nach Belieben in voller Freiheit verfügt. Er hat seine geistig-ethische Dimension verloren. Früher galt er als ein Lebenswert, und man empfand ihn als ständig bedroht und des Schutzes bedürftig. Wer heute noch so denkt und gar seine Meinung ausspricht, gilt als verklemmt.

Otto Angehrn handelt am Begriff *«Ehre»* unguete Zeiterscheinungen ab, die andern Autoren, die sie unter andern Gesichtspunkten aufgreifen, ebenso zu schaffen machen. Was die Zukunft angeht, scheint er pessimistisch. Unbeirrbar wendet er bei seinem Urteil strenge, für manche vielleicht zu strenge, Massstäbe an. Aber brauchen wir nicht gerade heute solche unentwegten Mentoren?

Ich vermute allerdings, dass auch bei ihm, wie einstmal bei den biblischen Propheten, die uns Unheil in schwärzesten Farben verkündeten, noch das Lämpchen der Hoffnung glüht. Denn: wozu sonst die Auflehnung, die beredten Warnungen, wozu

die Mühe des Schreibens, wenn doch alle Chancen vertan sind, es zu nichts nütze ist?

Dem einstigen Marktforscher Angehrn könnte auch Hoffnung geben ein Blick in die kürzlich erschienene Untersuchung von Ulrich und Probst über die «*Werthaltung schweizerischer Führungskräfte*» (Haupt 1982). Sie beweist, dass bei unseren Kaderleuten Ehre und Gewissen noch durchaus erhalten sind und bejaht werden. Die politischen Grundordnungen der

Schweiz und die staatliche Verwaltung werden bejaht, die «*bürgerlichen Tugenden*» anerkannt und für notwendig gehalten. Neuen gesellschaftlichen Ansprüchen, wie zum Beispiel dem Umweltschutz, steht man positiv gegenüber, sie sind Ehrensache. Ist das nicht Grund zu Mut und Hoffnung?

Adolf Wirz

¹ Otto Angehrn, Nachruf auf die Ehre. Schulthess Polygraphischer Verlag, Zürich 1983.

Sprüngli
AM PARADEPLATZ

**Torten von Meisterhand
– Torten von Sprüngli!**

Hauptbahnhof Zürich Shop-Ville Stadelhoferplatz
Shopping-Center Spreitenbach
Einkaufszentrum Glatt Airport-Shopping Kloten



NEU

für schmackhafte Sandwiches
für Kalorien-Bewusste.